

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 26

Artikel: Der Sohn Johannes [Fortsetzung]
Autor: Känel, Rösy von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645698>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

15. Fortsetzung

Die Haustüre ging. Georg Fehlmann kam zurück. Leise klopfte er an die Stubentür, öffnete sie sachts:

„Ich sehe noch Licht, es ist doch nicht...“

Er sah die Frau – ihren Sohn. Das Wort blieb ihm im Halse stecken. Er stand – und er wusste alles.

Johannes hob den Kopf, ganz wenig so dass Georg Fehlmann nur seine verweinten Augen sah.

„Meine Mutter geht dich – geht Sie nichts an“, sagte er mit veränderter Stimme. „Wir bleiben allein, wir brauchen niemand sonst.“

„Ist das wahr – Christine?“

Sie nickte. Sie wandte ihre Augen ab, sie ertrug den traurigen Blick des Freundes nicht...

Georg Fehlmann ging still aus dem Zimmer. Er schloss die Türe so leise, als hätte er ein geliebtes Totes dahinter zu bergen.

Christine starrte ihm nach. Als die Türe geschlossen war, liefen zwei Tränen über ihr weisses Gesicht.

„Komm, Mutter.“ Johannes legte seinen Arm um ihre Schulter und führte sie aus der Stube, die Treppe hinauf in ihr Zimmer.

„Kann ich dir etwas helfen, Mutter?“ Sie schüttelte den Kopf.

„Dann – gute Nacht.“ Er küsste sie. „Und – ich danke dir, Mutter.“

Christine löschte das Licht und barg ihr Gesicht in den Kissen. Schöne, vertraute Bilder mussten von salzigen, bitteren Tränen weggeschwemmt werden.

Wie lange sie so gelegen, sie wusste es nicht. Auf einmal fühlte sie im Schmerze ihres Weinens, dass sie nicht mehr allein wahr. Ein Kopf legte sich neben den

ihren aufs Kissen und eine Stimme bat:

„Mutter, ich könnte es nicht ertragen, dich als Frau eines fremden Mannes zu sehen. Sei mir nicht böse, aber ich liebe dich so, dass du mir allein gehören musst.“

„Es ist gut, Johannes, es bleibt alles wie es war. Geh jetzt hinüber in dein Zimmer, sonst hast du am Morgen nicht ausgeschlafen.“

Es wurde eine lange Nacht für Christine. Sie wollte ihren Sohn verstehen, sie wollte sogar stolz darauf sein, dass er sie mit niemandem teilen konnte. Brachte sie denn wirklich ein Opfer, wenn sie ihm diesen Wunsch erfüllte? War es nicht vielmehr klein, engherzig und egoistisch von ihr, ob solcher Bitte auch nur eine Sekunde an sich selber zu denken? Der Sohn, den sie vom Himmel gefordert, hatte ein Recht auf ihre ungeteilte Fürsorge und Liebe, ihm weh zu tun, wäre Sünde.

So riss sich denn diese Mutter auch noch das letzte Restchen Eigenleben aus dem Herzen. Als sie – früher als sonst – aufstand, war der Kampf zugunsten des Sohnes entschieden.

Auch Georg Fehlmann war heute besonders früh, und auch er hatte keine Sekunde geschlafen.

Nun standen sich die beiden Menschen im grauen Licht des neuen Tages gegenüber, ihre Gesichter gezeichnet vom Kampfe dieser Nacht.

„Ich habe den Ausgang der Unterredung mit Johannes anders erwartet“, sagte Georg Fehlmann ruhig und ohne Vorwurf in der Stimme. „Er ist schliesslich in einem Alter, wo er schon etwas besser überlegen sollte. Ein Helfer und Berater täte Ihnen not, Frau Christine,

denn ich muss nun fürchten, dass bei Ihrem Jungen alles aus Eigenliebe geschieht.“

„Sie tun ihm unrecht, Johannes liebt seine Mutter über alles. Er kann nicht teilen – und das muss ich verstehen.“

„Erst gestern noch freuten Sie sich auf den Weg zu Dreien.“

„Das war gestern – heute ist nur noch Johannes da.“

Georg Fehlmann fuhr sich mit hilfloser, fast rührender Gebärde über beide Augen:

„Ich werde nun also von hier wegziehen müssen.“

„Es tut mir so leid...“

„Ich komme heute nicht zum Essen. Ich gebe Ihnen im Laufe des Tages Bescheid, was ich nun weiter zu tun gedenke.“

Er trat auf Christine zu und reichte ihr die Hand: „Jedenfalls bleibt meine Einstellung zu Ihnen so lang ich lebe die gleiche. Ich bin immer derselbe, ich ändere mich nicht. Und wenn Sie einmal einen brauchen, der auch mit weissen Haaren noch ins Feuer geht, dann rufen Sie den ‚Ungo‘, der desertiert nie.“

Christine barg das Gesicht in den Händen. Zu sprechen vermochte sie nicht. Sie hörte die Haustüre gehen, hörte, wie seine Schritte sich entfernten. Als sie wieder aufschaute, war er fort. Auf dem Küchentisch lag der Hausschlüssel, den Georg Fehlmann benützt hatte...

„Guten Tag, Mutter.“ Johannes stand in strahlender Frische vor ihr. „Kann ich mein Frühstück haben?“

Christine zeigte auf den Schlüssel: „Er ist fort.“

„Dann ist es gut, dann habe ich dich wieder für mich allein!“

Er umhalste sie stürmisch.

„Was wirst du jetzt tun, einen neuen Kostgänger suchen?“

„Ich muss, sonst reicht es nicht. Und dann hoffe ich auf die Kurse.“

Christine trug für sich und Johannes das Frühstück auf.

Johannes Futterte mit gutem Appetit, er merkte es nicht, dass seine Mutter nur einen Schluck Tee zu sich nahm.

„Weisst du, Mutter, was jetzt bei uns jeder in der Klasse hat?“

„Nein – was denn?“

„Ein Fahrrad. Man kommt sich direkt rückständig vor, wenn man per pedes in die Schule traben muss.“

„Zu einem Fahrrad langt es beim besten Willen nicht, das solltest du eigentlich wissen.“

„Es pressiert ja auch nicht, ich meine nur. Vielleicht später, wenn du deine Kurse gibst.“

Er schaute die Mutter mit seinen strahlenden Augen bezwingend an.

„Nun hau ich's aber ab, es ist höchste Zeit! Tschau, Mutter!“

Er küsste sie, holte seine Mappe und rannte davon.

Christine schaute ihm unter dem Fen-

Das gelähmte Mädchen

Peter Bratschi

Licht steht der Tag; die Schwalben flitzen
Vorbei am Fenster; nichts begrenzt
Den Flug, doch ich, gelähmt, muss sitzen
Wie auch die Weite lockt und glänzt.

Was geht ein Ton? Was hör ich läuten?
Wem neigen sich die Blumen sacht?
Ein Hochzeitsspärrchen seh' ich schreiten,
Ein Festzug naht in froher Pracht.

Wer nimmt mich mit? Wer will mich führen
Als Gast der Hochzeit zum Altar?
Ach niemand kommt, mich zu erküren,
Und keiner reicht ein Zweiglein dar.

Was greifst du mich, o bleiches Linnen?
Lass ab! Ein Traum ist süß erwacht:
Seh' Sonne mir ein Kränzlein spinnen,
Und jede Blume neigt sich sacht.

Bald werd auch ich im Brautschmuck schreiten
An den Altar, empor zum Thron.
Ein König wird mich dann begleiten
Hin zu des Herrgotts liebem Sohn.

ster nach. Bei der Gartentüre wandte er sich noch einmal zurück:

„Mutter, vergiss das Trainingskleid nicht“, rief er, „ich brauche es morgen!“ Sie nickte und winkte. Dann ging sie in Georg Fehlmanns Zimmer...

Sein Bett war unberührt. In der Aschenschale auf dem Schreibtisch häuften sich die Zigarettentummeln. Der Schreibtisch war ausgeräumt und leer. Am Boden stand der grosse Koffer gepackt und verschlossen.

Christine griff sich ans Herz und lehnte sich mit geschlossenen Augen haltsuchend an die Wand:

„Johannes“, sagte sie leise. „O mein Sohn Johannes.“

5

Christine hatte sich wegen Georg Fehlmann ihren Freunden im Doktorhaus anvertraut.

Doktor Haller war bei ihrem Bericht im Zimmer hin und her gegangen. Die Rauchringe, die er dabei aus seiner Zigarre in die Luft blies, wurden immer dicker. Schliesslich blieb er vor Christine stehen:

„Das war das grosse Los. Ich glaube, Frau Christine, Sie sind an Ihrem Glück vorbeigegangen.“

„Mein Sohn ist mein Glück.“

„Du gehst entschieden zu weit“, mahnte Frau Hanna. „Ich liebe weiss Gott meine drei Kinder auch, aber ich habe noch nie daran gedacht, mich selbst selber aufzugeben, wie du es tust.“

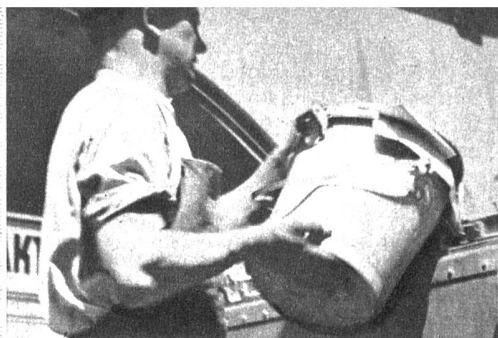
„Du kannst dich mit mir gar nicht vergleichen, Hanna, du hattest immer einen Mann und – deine Kinder haben eine andere Geschichte als mein Johannes. Er ist vollkommen auf seine Mutter angewiesen. Ich habe ihn ertrötzt gegen den Willen seines Vaters. Hermann starb – der Junge kam, ich darf ihm nichts nehmen, was ihm gehört. Ich habe mir geschworen, alles für dieses Kind zu tun und kein Opfer zu scheuen.“

„Wenn Sie so denken, Frau Christine, dann allerdings konnten Sie nicht anders handeln. Ich hoffe nur, dass Sie Ihr Ziel erreichen. Ihr Gesuch bei der Schulbehörde werde ich nun sofort stark befürworten und ein neuer Mieter wird sich wohl auch finden lassen.“

Noch lange sassen die drei Menschen an diesem Abend beieinander und sprachen über die Zukunft ihrer Kinder, über die Jugend im allgemeinen und ihre Ansprüche; über die sich stets zersetzende Moral einer neuen Weltanschauung, die nur dem Augenblick und dem Lebensgenuss das Wort redet.

Doktor Haller hatte nun endgültig graue Haare bekommen. Seine Bewegungen waren nicht mehr so jungenhaft und frisch wie vor fünfzehn Jahren. Viel Wissen schaute aus seinen Augen und manchmal – so wie gerade heute – auch eine grosse Müdigkeit. Nur seine Mitteilbarkeit war die gleiche geblieben.

„Ja, ja“, sagte er, „die Welt ist anders



An bestimmten Tagen fährt der Wagen des Abfuhrwerks vor; hastig leeren die Kehrriechtmänner den Inhalt der Abfallkübel in den riesigen Bauch des Wagens. Gewiss ist es keine sonderlich angenehme Arbeit; doch sie muss getan sein



Zweimal in der Woche kommt die Marktfrau in die Stadt und preist ihre Erzeugnisse an. Die Stadt, die keinen Platz für Gemüse- und Ziergärten kennt, bedarf der ländlichen Frauen, die Zwiebeln und Gemüse, Blumen und Früchte feilbieten; sie sind es, die helfen, das Menü des Städters abwechslungsreich zu gestalten

Text und Bild: Alois Muri

Menschen,

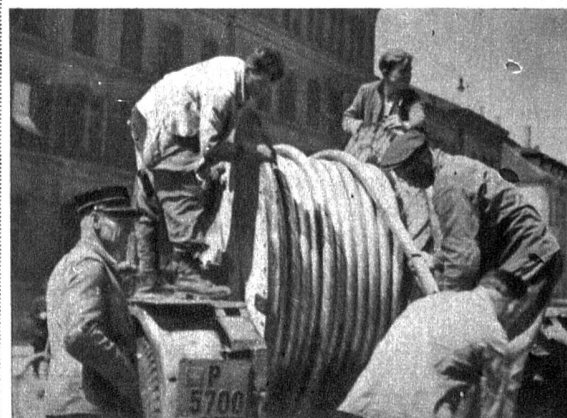
die zum Stadtbild gehören

Was wäre die Stadt ohne Menschen! Einfach unvorstellbar. Und genau so wenig könnte man sich die Stadt ohne gewisse Typen vorstellen. Sie sind in der Stadt genau so wichtig wie Häuser, Bahnhof und Tramlinien. Verkehrspolizisten, Tramführer, Strassenarbeiter, Marktleute, Ausläufer und Kehrriechtmänner, sie alle gehören dazu. Jeder hat einen Posten zugewiesen bekommen, der der Bevölkerung von Nutzen ist; sie alle sind verantwortlich für Ordnung, für die Personenbeförderung, Sauberkeit des Stadtbildes oder Lebensmittellversorgung.

Diese Menschen tun täglich ihre Pflicht und zum grossen Teil ist ihr Dienst nicht leicht. Politiker und Künstler werden mit Ehren überhäuft; von den Mächtigen des Handwerks, der Industrie und des Handels spricht man, was hält die Bevölkerung aber für diese Menschen des städtischen Alltags bereit? Nichts. Man geht meist achtlos an ihnen vorüber.

Aus dieser Schar Menschen, die eng mit dem Begriff «Stadt» verbunden sind, sollen die Bilder einige Typen zeigen; ohne sie wäre die Stadt ja keine Stadt.

Rechts: Auf dem Lande sieht man die Zeitungsverkäufer nicht; in der Stadt gehören sie zu den belebten Strassen und Plätzen. Bei grossen Ereignissen ist der Zeitungsmann eine wichtige Person der Stadt



Wenn andere Leute daheim sind oder vielleicht sogar schlafen, tauchen die Heinzelmannchen der Stadt auf. Ihre Tätigkeit können sie meist nur bei stillgelegtem Verkehr ausüben. Es sind die Kabelleger und die Strassenarbeiter. Ihnen hat es der Städter zu verdanken, dass jeden Tag das Licht funktioniert, dass er keinen Gasunterbruch erleidet und vieles mehr. Es ist eine strenge Arbeit und erfordert den Einsatz des Mannes zu jeder Tages- und Nachtstunde



Um die Häuserecken saust mit seinem Rad der Ausläufer, meist schwerbeladen. Tagsüber ist er der Gehetzte; er ist schuld, wenn ein Kunde die Ware nicht rechtzeitig zu Hause hat und muss – ob verdient oder unverdient – Reklamationen entgegennehmen. Meist sind es ältere Buben oder Halbwüchsige, die sich zu Verträgerdiensten durch Bäcker, Metzger und andere Firmen anwerben lassen. Ihr karger Lohn ist auf Trinkgelder angewiesen und sie hören gern einmal ein Lob, nicht nur Tadel und Reklamation

geworden, das Unrecht grösser, das Verantwortungsgedühl des Einzelnen kleiner. Und wir Schweizer gehen vor lauter Festfeiern und Reden am eigentlichen Sinn und Geist unserer wahren Schweißarbeit vorbei. Man lässt dem kleinen Mann sein Bier und seinen Schnaps, damit er zufrieden seine Arbeitslosenunterstützung bezieht und sich wenigstens vom Wirtschaftlich wichtig und gross vornehmen kann. Was unterdessen zuhause verdriest, damit hat sich dann der Armenpfleger, der Eherichter und die Vormundschaftsbehörde auseinanderzusetzen. Die Jungen haben keine Achtung mehr vor den Alten, und weil sie noch nicht recht wissen, wohinaus der Weg ins Freie geht, verschreiben sie sich dem Sport, tanzen (umba und singen Chansons, wie: Wenn die Elisabeth nicht so schöne Beine hätte'...

Mit der Ehe wird Missbrauch getrieben, man 'heirats' - oder auch nicht...

Frau Hanna nickte zu jedem Wort. Auch sie hatte einen grauen Scheitel bekommen und es war auffallend, wie sehr sie im Ausdruck ihrer Augen und ihres Mienenspiels ihrem Manne glich.

„Und man hofft doch immer wieder auf seine Kinder“, sagte sie gestört. „Was stark und gut und gesund an ihnen ist, wird sich auch in Zeiten scheinbaren Niederganges durchsetzen. Darauf habe ich.“

Die Hände der beiden Eheleute fanden sich zu einem festen Druck. Christine schaute in ihre leeren Hände - Johannes war bei einem Kameraden - so hatte er ihr gesagt.

Christines Wunsch ging in Erfüllung: sie hatte an vier Nachmittagen der Woche in der städtischen Haushaltungsschule einen Kochkurs zu leiten. Auch das Zimmer konnte sie einem jungen Radiotechniker vermieten, der in Altenheim tätig war.

So liess sich alles nach Wochen des Sorgens über Erwarten gut an und Christine schaute wieder mit zuversichtlichen Augen in die Welt.

Nur noch einmal wurde zwischen Christine und Johannes von Georg Fehlmann gesprochen. Johannes kam eines Tages in grosser Erregung aus der Schule und sagte gehässig:

„Ich hab ihn gesehen.“

„Wen hast du gesehen?“

„Deinen Armenpfleger.“

Christine sah ihn traurig an: „Ich verbiete es dir, Johannes, in einem solchen Ton von Herrn Fehlmann und von mir zu reden. Er ist ein seelenguter Mensch, der alle Achtung verdient - und am meisten von dir. Er hat reichlich mitgeholfen, deine Kinderzeit schön zu machen.“

„Weil er dich haben wollte! Ich hasse ihn.“

Christine fing einen Blick auf, der sie erschrecken liess. Doch schon im näch-

sten Augenblick zeigte Johannes wieder sein schönes, lächelndes Gesicht und sie fragte sich, ob sie vorhin richtig gesehen hatte.

Johannes bekam Nachhilfestunden in Algebra und Latein. Die Stunde kostete vier Franken, was wöchentlich und monatlich für Christine eine grosse Ausgabe war. Doch sie bewies auch in diesen Fällen, dass Mühen und Widerstand nur zäher und entschlossener machten. Johannes sollte sein Ziel erreichen, die Mittel würde sie schaffen - auch um den Preis der Selbstaufgabe.

Die Unterrichtsstunden an der Kochschule machten ihr Freude. Sie brachten Abwechslung in ihre Tage, und die Angewandtheit der jungen Töchter tat ihr wohl. Schon zweimal hatte sie beim Heimgenossen Georg Fehlmann getroffen. Sie glaubte zu wissen, dass diese Begegnung nicht von ungefähr geschah.

„Wie geht es Ihnen und Johannes?“ war seine erste Frage gewesen. Dann redeten sie ein paar Worte über alltägliches Gesehehn, doch seine Augen sagten mehr. Sie hatten, nicht zu vergessen, dass ein Freund in aller Selbstverständlichkeit und Stille wartete.

Diese Gewissheit gab Christine Ruhe und Zuversicht ins Herz. Sie fühlte sich gestärkt und gehalten - und diesen Trost behielt sie ganz für sich allein.

Johannes hatte sich mit dem neuen Hausgenossen, dem Radiotechniker Jakob Müller, angefreundet. Ein Radio allerneuesten Modells fand im Wohnzimmer seinen Platz. Jakob Müller hatte darum gebeten: „Was brauche ich den Kasten für mich allein, wenn er doch auch Johannes Freude macht.“

Und so sassen denn die beiden fast an jedem Abend vor dem Apparat und gingen bei der halben Welt auf Besuch, um gewöhnlich bei einem Jazz-Orchester in Paris zu landen.

Dann war aber auch der Moment gekommen, wo Christine litt, mehr litt, als sie zu sagen vermochte. Der unnatürliche, abgehackte Rhythmus dieser wilden Raserei bereitete ihr körperlichen Schmerz.

„Ich bitte dich, Johannes“, war ihr erster schwacher Versuch gewesen, dem Unheil zu wehren. Doch der Bub schaute sie mit glänzenden Augen an:

„Nur noch diesen einen Tanz! Hör doch, es ist grossartig, herrlich dieses Saxophon.“

„Ich finde es entsetzlich, es bereitet mir geradezu Pein, es geht wider meine Natur.“

„Gut - wenn du meinst.“

Zögernd drehte Johannes den Knopf: „Findest du vielleicht die langweiligen Jodler und Handörgel besser oder diese Kammermusik oder diesen Schwanengesang...?“

Er drehte und drehte, bis er wieder beim Jazz angekommen war, und hier

blieb er, bis es Zeit zum Schlafen geworden.

Christine hätte ja der Sache mit einem energischen Verbot ein Ende machen können. Doch sie tat es nicht, ganz einfach aus der Unfähigkeit heraus, ihrem Sohne zu widerstehen.

Dieser Radiokrieg zwischen Mutter und Sohn wiederholte sich regelmässig. Jakob Müller schaute jeweils lachend von einem zum andern und liess geschehen, was Johannes haben wollte. Es schien überhaupt niemand zu geben, der nicht Johannes Partei ergriff. Seine Schönheit und sein Charme öffneten ihm Türen und Herzen, man verzieh ihm kleine Entloisungen, die an anderen gereigt worden wären. Wenn er mit einem „Spick“ seine Latein-Aufgabe zur Zufriedenheit des Lehrers gelöst hatte, so fanden die Kameraden die Sache „gerissen“, wogegen man bei einem andern so etwas nicht geduldet hätte.

(Fortsetzung folgt)

„In Kürze erwarten wir eine Sondermeldung aus dem Führerhauptquartier...“ „Führerhauptquartier, den...“ „Der Führer hat in seinem Hauptquartier eine Berichterstattungsdelegation des befürworteten empfangen“, so und anders tönte es während langen Jahren stereotyp aus Mäulern von Lautsprechern, begannen Zungenmeldungen. Irgendwo sass der Führer, arbeitete und plante, erledigte ein „gewaltiges Arbeitspensum“, wie sich Generaloberst Jodl, welcher Hitler zweimal täglich sah, vor dem Nürnberger Tribunal ausdrückte. „Das Führerhauptquartier“ war halb Kloster, halb Irrenanstalt, führte der Chef der Operationsabteilung weiter aus; „Zivilisten, Politiker gingen ein und

Das Hauptquartier eines verhinderten Weiteroberers

aus, Offiziere waren unerwünscht.“ „Das Führerhauptquartier war eine Hölle.“ Aber in dieser Hölle hatte sich Hitler sicher gefühlt. Wo befand sich das Führerhauptquartier, wie war es gesichert, warum wurde es nie aus der Luft angegriffen? - das sind einige Fragen, die sich stets aufgedrängt hatten.

Anlässlich der russisch-polnischen Offensive wurde 81 Kilometer nördlich von Gollitz bei Olstyn, zwischen Seen, in Wäldern versteckt, ein Komplex von riesigen, ungeheuer massiven Bunkern, die sich auf fünf Quadratkilometer verteilten, entdeckt: das Führerhauptquartier. Eine der Bunker, der die Bezeichnung BUN 20 trug und vier Meter dicke Wände aufwies, diente Hitler als persönlicher Unterschlupf, in dem am 20. Juli 1944 das Attentat hätte stattfinden sollen. Der Bunker war, wie alle andern, mit elektrischem Licht, fliessendem Wasser, Telefonsystem ausgestattet. Ausserdem führte ein Bahngeleise in seine unmittelbare

• Zugang zum Führerhauptquartier im Gebiete von Ostyn, das durch 80 000 Minen gesichert gewesen war. Hier heute sind noch nicht alle Minen unschädlich gemacht

• Alle Zugänge zum Führerhauptquartier waren auf raffinierteste Weise durch Minen, Blätterüberdachungen gesichert. Hier eine Zufahrtstrasse, die von oben vollkommen unsichtbar blieb

• Der gesprengte, dreistöckige Befehlshaus der Hitler, wieder die Bezeichnung BUN 20 trug. In ihm hatte der Führer seine Truppen, durch den Obersten von Staufenberg zur Explosion gebracht werden sollen. Da die Sprengung zufälligerweise in einem Holzgebäude abgefallen wurde, entging Hitler dem sicheren Tod

• 80 Kilometer südlich von Gollitz befand sich, in kleineren Ausmassen, Görings Hauptquartier. Görings Bunker ist erhalten geblieben (Photopress)

Die ersten authentischen Aufnahmen vom sogenannten „Führerhauptquartier“



Nähe, so dass der Führer mit seinem Salonwagen direkt zu seinem Befehlsstand hatte fahren können. Das ganze weite Gebiet war zur Sperrzone erklärt worden und raffiniert getarnt, so dass es während des Krieges nie von Fliegern entdeckt worden war. Das Hauptquartier war durch einen acht Kilometer langen Minengürtel, durch 80 000 Minen gesichert. Die Minenfelder waren mit einem Stacheldrahtverhaue verbunden und jede Berührung des Drahtes hatte eine Minenexplosion zur Folge, die wiederum durch Signalapparate die Lagerwache alarmierte. Ausser dem Stab der engsten militärischen und politischen Mitarbeiter war im Hauptquartier ein Schutzregiment stationiert, welches ziemlich streng ausgewechselt wurde. Alle Offiziere und Besucher, die zu Hitler zum Vortrag befohlen wurden, wurden nach Waffen durchsucht.

Das Führerhauptquartier war bald nach Ausbruch des Krieges im Jahre 1939 durch die Organisation Todt erstellt worden. In jedem Bunker befand sich eine Kammer mit vier Tonnen Explosivstoff, die genügt hätten, bei einer Flucht die ganze Anlage in die Luft zu sprengen.